

Rudolf Klußmann, Manfred Gross  
Martin Kuse-Isingschulte (Hrsg.)

# Perspektiven einer integrierten Psychosomatischen Medizin

Mit Beiträgen u.a. von:

Cord Benecke, Karl-Heinz Brisch, Peter Buchheim,  
Johannes Cremerius, Gerhard Dammann, Michael Ermann, Manfred Gross,  
Ursula Gruber, Sven Olaf Hoffmann, Hans-Peter Kapfhammer,  
Rudolf Klußmann, Joachim Küchenhoff, Martin Kuse-Isingschulte,  
Marianne Leuzinger-Bohleber, Otmar Seidl, Thomas Stamm-Kuhlmann,  
Manfred Stauber, Herbert Tschamler, Léon Wurmser

Verlag Wissenschaft & Praxis

## Psychosomatik und Psychohistorie. Möglichkeiten einer interdisziplinären Zusammenarbeit am Beispiel Bismarcks

Dem Historiker ziemt es, mit einem Quellenzitat zu beginnen. Es stammt aus dem Tagebuch des preußischen Kronprinzen vom 16. Dezember 1870 und lautet:

„Der König will nichts von dem Empfang der Abgeordneten hören, doch lebt er sich mehr in die Sache ein, schlimm ist, daß gerade jetzt Bismarck fußleidend ist, der Großherzog von Baden wirkt wie ein guter Genius.“<sup>1</sup>

Dieses Zitat ist zu erläutern. Wir befinden uns in den letzten Wochen der Reichsgründung. Fast alles ist fertig. Die süddeutschen Staaten haben die Beitrittsverträge unterschrieben, die notwendigen Verfassungsänderungen sind durch den Reichstag des Norddeutschen Bundes gepaukt worden. Der Kronprinz, der unbedingte eines Tages Deutscher Kaiser werden möchte, sieht sich nur noch vor der Notwendigkeit, seinen Vater, König Wilhelm von Preußen, davon zu überzeugen, daß dazu der Vater erst einmal den Kaisertitel annehmen muß. Sein Schwager, der Großherzog Friedrich von Baden, ist ein großer Anhänger der deutschen Einheit. Als ranghöchster der im militärischen Hauptquartier von Versailles anwesenden deutschen Fürsten hat er sowohl protokollarisch als auch familiär eine Schlüsselrolle, wenn es darum geht, den alten König so zu lenken, daß er bei dem Reichsgründungsprojekt reibungslos mitspielt. Aber wo ist Bismarck?

Bismarck liegt im Bett. Nicht die ganze Zeit, aber zum Beispiel am 31. Dezember, als ihn der Kronprinz in seinem Zimmer aufsuchen muß. „Sein Zimmer gleicht einer wahren Rumpelkammer.“<sup>2</sup>

Bismarck ist befallen vom Podagra. Tatsächlich liegt in den letzten Wochen des Jahres 1870 sein erster großer Gichtanfall. Man kann ihn deuten. Bismarck mußte die große Spannung, die entstand, als die Vollendung seiner Träume zum Greifen nahe herangerückt und er in die Enge des militärischen Hauptquartiers gezwungen war, ertragen, ohne ausweichen zu können. Es gelang ihm nicht – wie früher häufig – die Kompensationsmöglichkeit der Flucht, des Expansiv- und Wegweins einzusetzen. So könnte das Symptom der schmerzhaft geschwollenen

<sup>1</sup> Margaretha von Poschinger: Kaiser Friedrich. In: neuer quellenmäßiger Darstellung. Bd. II. 1862-1870. Berlin 1899, S. 418.

<sup>2</sup> Poschinger, S. 420.

Großzehe das innerlich gewünschte Verhalten des Weglaufens (das funktionell und physiologischerweise wesentlich durch das Großzehengelenk ermöglicht wird) verhindert haben.

Ein Phänomen, gleichermaßen berichtet in den Aufzeichnungen der Zeitgenossen wie in Bismarcks eigenen Briefen. Ein Detail, das trotz großem Seitenumfang in der maßgebenden Bismarckbiographie von Otto Pflanze übergangen wird. Ein Symptom, bei dem der Psychoanalytiker stutzig wird. Ein Sachverhalt, den der Historiker ohne die Hilfe des Arztes nicht deuten kann. Was bietet er der Wissenschaft?

An dieser Stelle sollen einige Betrachtungen über die gegenseitige Befruchtung zweier Wissenschaften in diesem Grenzgebiet der Psychohistorie angestellt werden. Wir beginnen mit Überlegungen zu den methodischen Grundlagen der Psychohistorie, um dann zu fragen, welchen Gewinn die Geschichtswissenschaft von der Konfrontation mit tiefenpsychologischen Gedankengängen und welchen Gewinn die psychosomatische Medizin von der Beschäftigung mit historischen Persönlichkeiten haben können.

Daß es eine Psychohistorie geben müsse, ist eine Forderung, die Alexander Mitscherlich in den 1960er Jahren für Deutschland aufgestellt hat, mit dem Ziel, „auch die Einstellung der Vielen zu erforschen und durch das Wissen vom Einzelnen zu erweitern“ (Mitscherlich 1980, S. 319).

Für Mitscherlich waren damit auch Fragen der Sozialpsychologie aufgeworfen. Dennoch hat sich bisher gezeigt, daß Psychohistorie, als die Anwendung psychologischer – in der Regel tiefenpsychologischer – Einsichten auf historisches Material und die Bearbeitung dieses Materials unter Anleitung der psychoanalytischen Methode, sich in der Vergangenheit überwiegend in der Bearbeitung von Einzelbiographien betätigt hat. Eine etablierte Teildisziplin der Geschichtswissenschaft ist sie bisher nicht. Psychohistorisch arbeitende Biographien wurden von Psychoanalytikern geschrieben: Erik Erikson mit seinen Arbeiten über den jungen Mann Luther und über das Verhältnis von Lebensgeschichte und historischem Augenblick am Beispiel Gandhi wurde bekannt, Kurt Eislers monumentales Buch über Goethe ebenso. Daß man sich berühmte Persönlichkeiten aussucht, erscheint naheliegend, weil sie in der Regel quellenmäßig gut belegt sind und sich bereits vorhandene Biographien aus der Feder professioneller Historiker auswerten lassen – so hat Erikson sich in seinem Lutherbuch zu einem großen Teil nicht auf die Lutherausgabe, sondern auf die Biographien gestützt, die evangelische und katholische Forscher über Luther geschrieben hatten. In jüngster Zeit hat sich das Interesse an unveröffentlichtem Material und an den Autobiographien vergrößert, die auch unbekannte Persönlichkeiten uns hinterlassen haben. Da die Ermittlung der Quellenbasis hier einen Teil der Arbeit ausmacht, findet man hier vor allem Historiker am Werk. Sie aber müssen sich

fragen lassen, wie es denn mit ihrer psychologischen und analytischen Kompetenz bestellt ist.

Das Hauptproblem einer psychoanalytischen Bearbeitung historischen Materials ist offensichtlich. Der Proband ist tot und steht zu Interviews nicht zur Verfügung. Von dem, was das Setting der analytischen Sitzung ausmacht, kann die Übertragung nicht erprobt werden, die Gegenübertragung nur begrenzt. Andere Kennzeichen historischer Quellen aber entsprechen der Lückenhaftigkeit des Materials, das der Analysand seinem Analytiker anbietet. Historische Quellen weisen immer Erinnerungslücken auf, sie sind oft der Zensur unterworfen, und sie sind der Deutung bedürftig. Das Deutungsverfahren ist in beiden Fällen hermeneutisch. Identifikationen des Forschers mit seinem Gegenstand finden statt. Am Ende der Arbeit steht eine Erzählung.

Es wäre also zu wünschen, daß angesichts dieser Parallelen das Wahrnehmungsvermögen der Historiker durch eine analytische Schulung geschärft würde. Zwei professionelle Historiker, Peter Gay und Peter Loewenberg, sind bisher damit hervorgetreten, daß sie zur Ergänzung ihrer geschichtswissenschaftlichen Kompetenz eine psychoanalytische Zusatzausbildung absolviert haben: Beide haben außerordentliche Lebensläufe hinter sich, sind als Deutsche geboren und dann mit ihren Eltern vor den Nazis emigriert, Amerikaner geworden und Geschichtsprofessoren. Loewenberg hat ein zweites Doktorat als Psychoanalytiker erworben und betreibt in Los Angeles eine eigene Praxis, Gay hat eine Zeit als Research Candidate am Western New England Institute for Psychoanalysis absolviert. So weit hat es in Deutschland, unseres Wissens, niemand gebracht.

Beide Gewährsmänner setzen sich dafür ein, vor allem nach den Objektbeziehungen der studierten Persönlichkeiten zu fragen.

In diesem Symposium geht es besonders um Psychosomatik. Worin besteht der besondere Nutzen der Psychosomatik für den Historiker?

Am Beispiel berühmter Gichtpatienten läßt sich manches zeigen. Sie stammen aus dem Hause Tudor, aus dem Hause Habsburg und aus dem Hause Hohenzollern, dazu erwähnen wir noch Otto von Bismarck und Peter Paul Rubens. Von diesen Personen liegen in unterschiedlichem Ausmaß Quellen vor, die die Historiker als Ego-Dokumente bezeichnen, also Texte, in denen der Urheber sich über sich selbst äußert. Von den Hohenzollern haben wir beispielsweise dicke Bündel von Familienbriefen, die von keinem Sekretär oder Kabinettschef vorformuliert worden sind. Doch entsprechen auch Privatbriefe noch einer Konvention. Krankheiten aber sind – zumindest im Verhältnis zu Briefen – weniger zensiert. Auf jeden Fall führen sie uns in eine tiefere Schicht, in der bestimmte Formen der bewußten Selbstkontrolle ausgeschaltet sind. Warum also können wir nicht Krankheiten als Ego-Dokumente im Sinn der Historiker verwenden? Krankheiten werden oft auch da berichtet und präzise beschrieben, wo Textaus-

sagen der fraglichen Person fehlen. Man darf nicht verhehlen, daß hier neue methodische Probleme aufgerissen werden, für die wiederum Historiker, und möglichst solche mit medizinischer Vorbildung, zuständig sind. Wie weit lassen sich Krankheitsdefinitionen zurückprojizieren? Uns fällt da die Schwierigkeit ein, die verschiedenen „Fieber“ vergangener Epochen mit den heute identifizierten Erregern zu korrelieren. Noch Bismarck wurde gewarnt, er könne sich bei weiterer nervlicher Überanstrengung einen Typhus zuziehen – das würde man heute etwas seltsam finden. Eine weitere Frage tut sich auf. Wenn Krankheiten als Außenwirkungen verstanden werden, woher wissen wir, daß es hier nicht auch Konventionen gibt? Hat nicht jedes Zeitalter seine Krankheiten? Wir werden bei unserer Arbeit alle diese Fallstricke von Anfang an beachten müssen. Aber dann winkt auch ein besonders reicher Erkenntnisgewinn.

Die Gicht ist nun ein günstiges Beispiel, denn ihre Beschreibungen scheinen über die Jahrhunderte hinweg miteinander überein zu stimmen, vor allem die Lokalisation ihres ersten Auftretens im Großzehen- oder Daumengelenk scheint eindeutig. Schon immer hat man die Gicht mit üppigem Essen und Trinken in Verbindung gebracht. Wenn wir also wissen, daß eine historische Person Gichtanfalle hatte, und wir eine bestimmte Theorie der Gichtpersönlichkeit besitzen, dann können wir über das Innenleben dieser Person in einem gegebenen historischen Augenblick mehr erfahren, als wenn wir die Psychosomatik nicht zu Hilfe nehmen.

Warum aber wollen wir überhaupt über Bismarcks Innenleben Bescheid wissen?

Man könnte ja behaupten, und hartgesottene Marxisten zum Beispiel tun das, ein solches Wissen sei irrelevant. Auch Leopold von Ranke hat gesagt, daß der Historiker auf das Allgemeine aus sei, und die Charaktereigenschaften historischer Akteure seien nicht von Interesse – aber er mußte zugeben, daß die Eigenarten der Individuen besonders da, wo sie Mängel haben, oder wo ihnen Fehlleistungen unterlaufen, geschichtlich bedeutsam werden können. Wenn also der Charakter eines Entscheidungsträgers bestimmt, ob dieser in einer gegebenen Situation zaudernd oder tollkühn, ängstlich oder tapfer, umständlich oder entschlossen reagiert, kann das weltgeschichtliche Folgen haben. Es kommt darauf an, so sagt uns Loewenberg, daß wir die gelungenen Realitätsanpassungen Hitlers verstehen, die ihm halfen, gefährliche Krisen zu überstehen – wie das Verbot seiner Partei nach dem Putschversuch, und man muß seine diplomatischen Erfolge vor 1939 zur Kenntnis nehmen, aber genauso seine Versäumnisse, seine unterlassene Eroberung von Dünkirchen und seine unrealistische Sicht der Verhältnisse an der Ostfront (Loewenberg 1996, S. 31). Russland wiederum wurde auch Napoleon zum Verhängnis, der in Moskau vom eisernen Macher zum Zauderer wurde und sechs Wochen lang nichts entschied – bis die Zeit über ihn entschied, und zwar für immer. Erneut zauderte Napoleon nach Waterloo, ließ die Chancen verstreichen, nach Amerika zu entkommen, und gab sich stattdessen den Engländern gefangen.

Es läßt sich heute ohne Übertreibung sagen: Eine Biographie, bei deren Verfassen das „dritte Ohr“ des Analytikers nicht wenigstens mitgehört hat, ist heute nicht mehr auf der Höhe der wissenschaftlichen Möglichkeiten. Von Seiten der Geschichtswissenschaft bedeutet das nicht, daß der Forscher sich der klinischen Terminologie bedienen muß. Es bedeutet aber, daß der Forscher auf die Verleugnungen, die Brüche, die Verblendungen, die unangemessenen Fehler und eben auf die deutbaren Krankheiten, die sich im Verhalten seines Helden entdecken lassen, einen scharfen Blick hat und sie den Kollegen zur weiteren Bearbeitung sicherstellt.

Ein zweites, ehrgeizigeres Ziel liegt gewissermaßen dahinter. Um zu dem von Ranke beschworenen Allgemeinen zu gelangen, wünscht man sich, über den einzelnen biographisch Behandelten hinauszukommen. Kann man epochenspezifische Persönlichkeitsmerkmale oder Charakterprägungen feststellen? Ist zum Beispiel Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Soldatenkönig, mit seiner Mischung aus Sparsamkeit, Reinlichkeit, militärischem Drilleifer, Pflichtgefühl und autoritärem Gehabe „typisch“ für das Preußen des frühen 18. Jahrhunderts? Oder hat er sich seinem Land so aufgeprägt, daß er typisch wurde? Hier gelangen wir in das Gebiet der Kulturanthropologie, auf dem sich schon Freud betätigt hat. Die wechselseitigen Bestätigungsmechanismen aus kultureller Festlegung und persönlicher Determination kennen zu lernen, würde auch Anwendungsmöglichkeiten eröffnen. Haben wir den autoritären Charakter in Deutschland wirklich überwunden? Oder hat er sich nur versteckt?

Hier sind wir vom bloßen Konstatieren schon zum Eingreifen-wollen vorgerückt. Das Eingreifen ist Berufsvorrecht des Arztes, und hier sind wir beim Nutzen der Beschäftigung mit Geschichte für den Psychosomatiker. Das Wissen des Arztes über die Zusammenhänge zwischen Krankheit und Lebensführung sowie Lebensschicksal läßt sich vertiefen, wenn er gut belegte Lebensläufe auswerten kann, über die vielleicht manchmal mehr in Erfahrung zu bringen ist als über Patienten, die aus mancherlei Gründen nur für eine Kurzzeittherapie zur Verfügung stehen. Zu guter Letzt hilft der historische Vergleich dem Arzt, sich der Bedingungen seines Arbeitsumfeldes inne zu werden. Sind die Stoffwechselerkrankungen bei den Deutschen anders verteilt als bei anderen Völkern, und warum? Welche Krankheiten treten wann in welchem sozialen Umfeld auf? Ist die Melancholie die Krankheit der Könige, wie Pascal annahm? Ist die Renten-neurose ein Privileg der Deutschen, weil die Deutschen eine hundertjährige gesetzliche Unfallversicherung haben?

Das Thema Unfallversicherung führt uns auf Bismarck zurück. Im Folgenden soll also von den psychosomatischen Leiden Bismarcks und von seinem Lebensschicksal die Rede sein, wobei uns hier vor allem solche Fakten interessieren sollen, die tatsächlich allgemeinhistorische Auswirkungen gehabt haben.

Bismarcks zentrale Intention war nicht die deutsche Einheit. Seine zentrale Zielsetzung war, die soziale Hierarchie der preußischen Gesellschaft zu retten und insbesondere die ausschlaggebende Rolle des Monarchen gegen die Demokratisierungstendenzen seines Jahrhunderts zu verteidigen. Die deutsche Einheit war dazu ein Mittel, nicht mehr. Die Hartnäckigkeit, mit der Bismarck dabei einseitig vorging, und andererseits der Respekt, mit dem er darauf verzichtete, den von ihm in Wahrheit abhängigen König Wilhelm zu entmachten und ein realer Diktator zu werden, geben zu denken. Einer der Pioniere der Psychohistorie war in Deutschland der Schriftsteller Emil Ludwig. In den nachrevolutionären Verhältnissen der Weimarer Republik hat er die Psychohistorie zu einem *debunking* der wilhelminischen Autoritäten, darunter Bismarcks und des Kaisers selbst, genutzt. Das *debunking* soll heute unsere Sache nicht mehr sein. Dennoch ist es nach wie vor unvermeidlich, den zuerst durch Emil Ludwig gegebenen Hinweis auf den verkrüppelten Arm Wilhelms II. zu beachten, wie auch seine Überlegungen über Wilhelm I. als Vaterfigur ernst zu nehmen. Bismarcks Politik, sein Eintreten für die monarchische Autorität in zwei hoch gefährlichen Situationen – 1848 und 1862 – könnte als sein Wunsch interpretiert werden, sein schwaches Vaterbild zu stärken. In seinem Elternhaus nämlich hatte Bismarck erleben müssen, daß sein Vater Ferdinand, der das historisch an Bedeutung verlierende Junkertum verkörperte, gegenüber der dominierenden Mutter, Repräsentantin des leistungs- und aufstiegsorientierten Bürgertums, immer den kürzeren gezogen hatte. In der Tat läßt sich ja Bismarcks „weiße Revolution“ als die vorübergehend erfolgreiche Strategie deuten, den Kräften der Bewegung, soweit sie im Bürgertum lokalisiert waren, zur Entfaltung zu verhelfen, um den Preis, daß sie die Führungsrolle von Adel und Dynastie hinzunehmen bereit waren.

Ist es nun welthistorisch bedeutsam, daß Bismarck sein Vaterbild retten wollte? Das ist es wohl schon. Denn soviel man von historischen Grundkräften reden mag, die natürlich auf die Modernisierung Deutschlands hindrängten: Daß es mit Preußen so gekommen ist, wie es kam, hing mehrfach an einem seidenen Faden. Das Erklärungsbedürfnis ist ja gerade nicht, daß in einem Land, das zu einem Höhenflug der Industrialisierung ansetzte, das Bürgertum zur Macht drängte. Erklärungsbedürftig ist vielmehr die erstaunliche Tatsache, daß sich dennoch die Präponderanz der ökonomisch absteigenden Klasse (um Max Webers Formulierung aufzugreifen), nämlich des ostelbischen Gutsbesitzertums, so lange gehalten hat. Die Erhaltung dieser Vormacht, zusammen mit der ursächlich dazugehörigen Abwendung einer Parlamentarisierung der Monarchie, aber ist Bismarcks Leistung, der im Jahre 1862 König Wilhelm davon zurückhielt, abzudanken. Diese Abdankung wäre das Eingeständnis einer Niederlage des Königtums im Machtkampf mit den Liberalen im preußischen Abgeordnetenhaus geworden, und Kronprinz Friedrich Wilhelm hätte, wäre er schon 1862 als 32-jähriger König von Preußen geworden, unter dem Einfluß seiner englischen Gemahlin mit Sicherheit Schritte hin auf eine Parlamentarisierung unternommen. Möglicherweise hätten diese Schritte auch nur darin bestanden, Mini-

ster zu berufen, die der damaligen Mehrheit im Abgeordnetenhaus näher standen. Man kann auch ohne eine formelle Verfassungsänderung Zustände herbeiführen, die dieser *de facto* gleichkommen.

Mit seiner Tat, der Rettung des monarchischen Übergewichts auf dem Höhepunkt des Machtkampfes, ist Bismarck eine Ausnahmefigur. Das kommt noch darin zum Ausdruck, daß Hans-Ulrich Wehler im dritten Band seiner Deutschen Gesellschaftsgeschichte, die betont von Persönlichkeiten abstrahliert, nicht umhin kommt, Bismarcks Lebenslauf, als den einzigen, der im ganzen Buch vorkommt, zu referieren.

Die Psychosomatik geht weiter davon aus, daß das Auftreten der Symptomatik in zeitlichem Zusammenhang mit den auslösenden Konfliktsituationen steht. Das ermöglicht es uns, aus dem Auftreten der Krankheiten Rückschlüsse darauf zu ziehen, ob die Person gerade eine belastende Situation durchlaufen hat oder nicht.

Bei Bismarck treten Migräne, Schlaflosigkeit und Schwindel das erste Mal im Alter von 22 Jahren auf, als er begonnen hat, seine Referendartätigkeit bei der königlichen Regierung in Aachen zu vernachlässigen und seinen Liebesabenteuern hinterher zu jagen. Seine berufliche Orientierungslosigkeit beginnt, die erst endet, als er zehn Jahre später erkennt, daß ihm sein Abgeordnetenmandat auf dem Vereinigten Landtag den Weg zu einer Karriere eröffnen kann. Nachdem er in eine feste Laufbahn gelangt ist, die ihn in kurzer Zeit auf die wichtigsten diplomatischen Posten führt, die Preußen zu vergeben hat, zeigt sich eine Haltung, die ihn zwischen verschiedenen Weglauf-Impulsen schwanken läßt. Ohne Sehnsucht nach Stille kann er die Geschäfte so wenig ertragen, wie er die Stille ohne Wunsch nach Geschäften erträgt. In Berlin träumt er vom Rückzug nach Kniephof oder Varzin, ist er aber auf seinen Gütern, grübelt er über Politik.

Den Flucht-Impulsen entspricht aber auch eine Anklammerungstendenz. Für Bismarcks emotionales Wohlbefinden schien die Möglichkeit zum Ausleben beider Impulse – zum histrionisch ungebundenen Ausschweifern wie zur besonders engen, anklammernden Bindung – von wichtiger Bedeutung gewesen zu sein. In den verschiedenen Lebensbereichen versuchte er, diese scheinbar entgegengerichteten Strebungen zu vereinbaren.

In der beengten Situation des militärischen Hauptquartiers zur Jahreswende 1870/71 bildet sich nun der Gichtanfall als ein Konversions-symptom heraus, bei dem der Körper der Darstellung eines unbewußten Konfliktes dient und der Konflikt zwischen den Triebbedürfnissen und dem Gewissen auf die körperliche Ebene übertragen wird. Das zur Flucht erforderliche Organ, die große Zehe, wird gelähmt.

So stark wie Bismarcks Freiheitsbedürfnis auch war – das legt uns die Deutung des Gichtanfalls nahe – so stark war aber sein Verlangen nach der Geborgenheit, die ihm die Mutter einst nicht geben wollte, und für die jetzt Ehefrau und

tie und Katholizismus – erschießen. Im Mai 1875 war Bismarcks Machtstellung im Reich durch keinen ernstzunehmenden Gegner bedroht. Dennoch – oder gerade deswegen – hat er sich zu diesem Zeitpunkt mehrere schwere innen- wie außenpolitische Fehler geleistet, wozu die Demütigung durch Frankreich in der sogenannten „Krieg-in-Sicht-Krise“ gehört. Am 11. Mai sandte Bismarck ein Rücktrittsgesuch an den Kaiser, das deswegen auffällt, weil sich nicht ersehen läßt, daß Bismarck damit irgend etwas hätte erzwingen können. So ist man veranlaßt, die daraus hervorgehende resignative Stimmung für echt zu halten. „Bei meiner Rückkehr nach Berlin im Spätherbst vorigen Jahres“, so schrieb er an den Kaiser, „glaubte ich die Hoffnung für berechtigt halten zu dürfen, daß nach längerer schwerer Krankheit und nach einer mehrmonatigen Beurlaubung unter Gebrauch der Kissinger Brunnencur meine Gesundheit sich genügend gekräftigt habe, um den Geschäften der von Eurer Majestät mir übertragenen Aemter wiederum unbehindert vorstehen zu können. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. [...] Die Aerzte haben mir wiederholt erklärt, daß meine körperlichen Kräfte meiner bisherigen Lebensweise nicht mehr gewachsen sind, vielmehr unter derselben in kurzer Zeit zusammenbrechen werden.“<sup>1</sup> Aus den Briefen seiner Frau wissen wir, daß Bismarck im April krank war durch „gräßlichen Husten, Brustschmerzen, Kopfschmerzen, fiebrig, schlechte Nächte, schlechten Magen.“<sup>2</sup> Es scheint, als habe Bismarck von Februar bis Mai 1875 mit diesem Rücktrittsgesuch gespielt, das der Kaiser freilich nicht annahm. Wie stets, machte er Bismarck stattdessen deutlich, daß er sich weitere längere Urlaube gönnen dürfe.

Dieses Gesuch läßt sich womöglich auf einen allgemeinen Erschöpfungszustand Bismarcks zurückführen, der ihn heimsuchte, als er, um den Preis vergrößerter Einsamkeit, alle langfristigen Bedrohungen seines Werkes erst einmal abgewehrt hatte.

1875 hat Bismarck eine Gelegenheit vorbei gehen lassen, sich – wie Pflanze meint, zu seinem eigenen Besten – aus der Politik zu verabschieden. Stattdessen ließ er sich vom Kaiser zum Bleiben bewegen. In den folgenden fünfzehn Jahren hat er, so rühmt man ihm immer wieder nach, durch Mäßigung den Frieden in Europa zu bewahren gesucht. Aus der Reichskanzlerzeit stammt die Mär von dem weisen Staatsmann, der in Europa den großen Brand verhindert habe. Welche Art Frieden aber war es, die Bismarck sicherte? Es war kein auf wirklichen Ausgleich, Offenheit und Verständigung aufgebauter Friede, sondern ein Friede des Mißtrauens und der geheimen Rückversicherung, der unter ständiger Wachsamkeit und fortwährender Hochrüstung sich auch nur vierzig Jahre dahingeschleppt hat. Nach jeder europäischen Krise, die Bismarck zu bändigen half, wurde der Aufwand für die Beilegung der nächsten größer. Das lag an der insge-

<sup>1</sup> Otto Pflanze: Bismarck. Der Reichsgründer. München 1997, S. 786.  
<sup>2</sup> Ebenda, S. 789.

Kinder aufkommen mußten. Im Feld wie zu Hause mußte Johanna von Bismarck die Delikatessen heranschaffen, die ihr Mann brauchte, um sich für die frühe Deprivation oral schadlos zu halten. Die Exzesse beim Essen schufen nicht nur die Disposition für die Gichtanfalle, sondern verstärkten auch vielerlei andere Störungen des Wohlbefindens, was den Ärzten allgemein auffiel. Es ist verständlich, daß unter zahlreichen von Bismarck mit Mißtrauen betrachteten Ärzten nur einer, Ernst Schwening, in der Lage war, seinen Patienten zur Mäßigung im Essen anzuhelfen, denn Schwening verstand es ab 1883, sich selbst als beruhigendes Objekt anzubieten. Tatsächlich ließ sich auch Bismarcks Schlaflosigkeit erst besser, als Schwening ihn einige Nächte beim Einschlafen begleitete und die Nacht an seinem Bett zugebracht, ja den Eisernen Kanzler recht eigentlich „ins Bett gebracht“ hatte. Bismarcks Sicherheitsbedürfnis ging so weit, daß er seinen Sohn Herbert zwang, die Frau seines Lebens zu verraten, weil diese mit Bismarcks politischen Feinden verschwägert sei. Herbert mußte eine andere heiraten, was diesen in Depression, Alkoholismus und einen frühen Tod getrieben hat.

Bedeuteten die Umstände der Reichsgründung, auch der zeitweilige Undank des Kaisers dafür, daß er ihm diese neue Machtstellung verschafft hatte, eine Enttäuschung für Bismarck, so stellte sich bald heraus, daß der Kanzler, äußerlich im Zenit seiner Laufbahn stehend, weitere Enttäuschungen hinnehmen mußte.

Schon vor der Reichsgründung hatten Bismarcks politische Richtungsentscheidungen dazu beigetragen, ihn seinem alten Freundeskreis aus pietistischen pommerschen Junkern zu entfremden. Die innenpolitischen Maßnahmen der frühen siebziger Jahre verstärkten diese Distanz, bis zeitweise sogar sein älterer Bruder Bernhard ihm signalisierte, daß er Ottos gegen die Partikularinteressen der Junker gerichtete Politik der Stärkung des bürokratischen Staates mißbilligte. 1872 erklärte Otto, daß eine derart exponierte Stellung in der Politik wie die seine dazu führe, daß die alten Freunde weniger würden, ohne daß neue hinzukämen. Das Gefühl der Vereinsamung kann dabei nur gewachsen sein. Im Ergebnis seiner Auseinandersetzungen mit den alten Freunden wurde Bismarck im Jahre 1872 schwer krank und blieb den größten Teil des Jahres von Berlin fern. Schließlich trat er vom Amt des preussischen Ministerpräsidenten zurück, was er damit begründete, daß der Ministerpräsident nicht über genügend Machtmittel verfüge, sich gegenüber seinen Ministerkollegen durchzusetzen. Er komme sich dabei vor wie jemand, der durch Treibsand wate.

Schon 1873 hat Bismarck allerdings das alte Amt wieder übernommen.

Deutschland war eben kein absolutistisches Land mehr, in dem man die Gegner nach Belieben einsperren und mundtot machen konnte. Im Dezember 1874 fühlte Bismarck sich, nach eigenem Bekenntnis, versucht, einen Abgeordneten der Opposition im Sitzungssaal des Reichstags zu erschießen. Ein andermal sprach er davon, in Deutschland müsse man die beiden Tiger – Sozialdemokra-

samt instabiler Konstruktion der Mächtebeziehungen, die 1871 unter Bismarcks wesentlicher Mitwirkung entstanden war.

Bismarck, so hat es Johannes Willms kürzlich ausgedrückt, verhielt sich „wie ein kluger Spieler, indem er jetzt danach trachtete, den eingehelmtesten Gewinn zu sichern. Logischerweise aber mußte er seinen Mitspielern mißtrauen, denn sein Gewinn war deren Verlust“ (Willms 1997, S. 263).

Bismarck hat die Menschen in polarisierender Manier nach Freund und Feind aufgeteilt, und dies nicht, weil er eine bestimmte Philosophie in sich aufgenommen hätte, sondern weil dies sein Charakter war. Er war mißtrauisch und mit zunehmendem Alter immer boshafter. Seit seinen ersten Aufritten auf dem Vereinigten Landtag 1847 brachte er einen polarisierenden Tonfall in das deutsche Parlamentsleben. Sein ständig herausforderndes Auftreten ließ schließlich seinen innenpolitischen Gegnern nur die Wahl zwischen Daueropposition oder Unterwerfung. Den Weg zur Reichsgründung ebneten Tricks und skrupellose Manöver, über die die Österreicher schon erschauerten, als sie noch Bismarcks Verbündete zu sein glaubten. Als Reichskanzler mit allen Machtmitteln ausgestattet, log und verleumdete Bismarck und vernichtete Existenzen. Der alte Kaiser selbst war es, der sie schließlich aufzählte mit der resignierten Feststellung, er könne dagegen nichts machen. Stets waren innenpolitische Machtkämpfe für Bismarcks Gesundheit belastend, während Kriege und äußere Konflikte binnen kurzem seine Nerven in Drahtseile verwandelten (vgl. Pflanze 1998, S. 464).

Wir können den Typus von Bismarcks Aggressivität als den einer reaktiv-defensiven Aggression mit dem Gefühl von Feindseligkeit einstufen. Sie dient meist der Angstabwehr. Auch hierfür können wir eine defizitäre Selbstwertfindung bei einem schwachen Vater und einer lieblosen Mutter als Grundlage ansehen. Berühmt sind Bismarcks schlaflose Nächte, in denen er bis morgens um sieben seine innenpolitischen Gegner in Gedanken zu sich rief, mit ihnen stritt und ihnen alle die passenden und treffenden Argumente um die Ohren schlug, die offenbar auch einem so sicher formulierenden Menschen, wie er es war, häufig nicht im richtigen Moment einfallen. Eine solche Phase, die auch von Gesichtsnervalgie heimgesucht war, hatte Bismarck zum Beispiel wieder im Sommer 1876. Zu diesem Zeitpunkt wurde sein Gefühl, von allen Freunden verlassen zu sein, dadurch verstärkt, daß er nun befürchtete, an Einfluß auf den Kaiser zu verlieren. Insbesondere die Kaiserin Augusta, der Kronprinz und dessen Gemahlin wurden verdächtigt, beim Kaiser gegen den Kanzler zu wühlen. Ein beträchtlicher Teil der Unterstellungen, die Bismarck seinen Feinden machte, erklärt sich unzweideutig als Projektion der eigenen Absichten. Es war Bismarck, der seine eigenen Herrschbedürfnisse dadurch gerechtfertigt hatte, daß er sie mit der Überlebensnotwendigkeit der preußischen monarchischen Ordnung identifiziert hatte. Wenn er befürchtete, andere wollten über „das Ganze“ bestimmen, dann sah er bei seinen Gegnern nur seine eigenen Wünsche.

## Quellen und Literatur

- Eissler, Kurt: Goethe: Eine psychoanalytische Studie; 1775-1786. Von K. R. Eissler. In Verbindung mit Wolfram Mauser und Johannes Cremerius hg. von Rüdiger Scholz. 4. Aufl. Basel, Frankfurt am Main 1986
- Erikson, Erik: Der junge Mann Luther. Frankfurt am Main 1965
- Erikson, Erik: Lebensgeschichte und historischer Augenblick. Frankfurt am Main 1982
- Gay, Peter: Freud für Historiker (Forum Psychohistorie Bd. 2). Tübingen 1994
- Klußmann, Rudolf: Gicht – Gier – Größe – Macht. Herrscher im Spannungsfeld von Lust und Leid. Gießen 1998
- Loewenberg, Peter: Decoding the Past. The Psychohistorical Approach. New Brunswick, London 1996
- Ludwig, Emil: Bismarck. Eine Biographie. München 1978
- Ludwig, Emil: Wilhelm der Zweite. Berlin 1925
- Mitscherlich, Alexander: Ein Leben für die Psychoanalyse. Anmerkungen zu meiner Zeit. Frankfurt am Main 1980
- Pflanze, Otto: Bismarck. Der Reichsgründer. München 1997
- Pflanze, Otto: Bismarck. Der Reichskanzler. München 1998
- Poschinger, Margaretha von (Hg.): Kaiser Friedrich. In neuer quellenmäßiger Darstellung. Bd. 2: 1862 bis 1870. Berlin 1899
- Schweninger, Ernst: Blätter aus meiner Erinnerung. In: Arthur von Brauner, Erich Marcks und Karl Alexander von Müller (Hrsg.): Erinnerungen an Bismarck. Stuttgart 1915
- Stamm, Thomas: „Psychohistory“: Kein alter Wein in neuen Schläuchen. Methodologische Überlegungen. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 37 (1986), S. 92-98.
- Wehler, Hans Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band. Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914. München 1995
- Willms, Johannes: Bismarck – Dämon der Deutschen. Anmerkungen zu einer Legende. München 1997